

# „BERGGGEIST“

Gratis-Beilage zur „Oraviczaer Zeitung“.

Verlag der C. Kehler'schen Buchhandlung.

## Meine Jungfrau von Orleans.

Aus dem Tagebuche eines bayrischen Offiziers.  
 Von Hellmuth Lossen.  
 (Nachdruck verboten.)

Noch tönt in meinen Ohren der Donner der Kanonen vor Orleans, noch höre ich um mich herum das „Hurrah“ der Soldaten, das Rufen der Kommandeure, das Jammern der Verwundeten. Rechts und links um mich fielen die wackeren Kameraden, aber ich hatte nicht Zeit, ihnen mehr als einen Blick des Mitleids zu widmen. Hartnäckig wehrte sich der Feind, es gab heiße Arbeit an diesem denkwürdigen Tage. Mein Herz schlug mächtig, der Schweiß drang mir aus allen Poren, ein furchtbarer Kopfschmerz peinigte mich, meine hochgradige Aufregung ließ mich alles vergessen, ich befand mich in einem wahren Delirium. Plötzlich fühlte ich einen stechenden, blitzartigen Schmerz in der Schulter, im nächsten Augenblicke brach ich bewusstlos zusammen; eine Kugel hatte mich getroffen.

Als ich wieder erwachte, umgab mich tiefe Dunkelheit. Es war schon Abend gewesen, als ich verwundet worden war. Ich fühlte nach meiner Wunde. Brust und Arm waren feucht von Blut. Ein empfindlicher Schmerz quälte mich zugleich mit einem brennenden Durste, meine Glieder zitterten wie im Fieber. Mühsam streckte ich meine Hände aus, um zu erfahren, wo ich mich befände, denn ich suchte mich vergeblich auf den Ort zu besinnen, wo ich gefallen war — vergeblich, ich faßte nichts als einige Grashalme und einen Stein. Glücklicherweise umging gleich darauf eine neue Ohnmacht meine Sinne. Diesmal graute der Morgen, als ich die Augen aufschlug.

Ueber mir erblickte ich das Blätterdach eines Baumes. Mein Kopf lag bedeutend höher als meine Füße, woraus ich schloß, daß ich am Rande eines Grabens lag oder daß mich, was wahrscheinlicher war, ein mitleidiger Kamerad aus dem Gewühl



Meine Jungfrau von Orleans. „Schnell, ehe sie zurückkommen,“ rief das junge Mädchen halblaut.

hinweggetragen und abseits an dieser Stelle gebettet hatte.

Dieser unsagbare, peinigende Durst! Aber ich fühlte mich zu schwach, aufzustehen, um nach etwas Trinkenem zu suchen. Würde denn Niemand kommen,

um mich aufzuheben und zu verbinden? Sollte ich elend sterben und verkommen auf diesem einsamen Platze?

Horch, sind das nicht Stimmen, die ich vernehme? Alle meine Sinne spannen sich an, ich wage kaum zu athmen — ja, das sind Menschen, das sind Ketter! Mit Aufbietung aller Kräfte hob ich ein wenig den Kopf — kaum hundert Schritte entfernt sehe ich einige Gestalten. O, wenn ich rufen, wenn ich mich bemerkbar machen könnte! Ich versuche es, umsonst, kein Ton will aus meiner Kehle. Im nächsten Augenblicke freue ich mich dessen. Die Gestalten nähern sich, ich höre sie sprechen. Sie entstammen dem Feindesland. Ich kann genau verstehen, was sie sagen. Entsetzlich, es sind Leichenräuber, Hyänen des Schlachtfeldes! Nichts ist ihnen heilig, weder das Eigenthum noch das Leben. Sie sind nicht nur Räuber, sie sind Teufel. Sie martern die Lebenden, verstümmeln die Leichen! Sie schneiden den Verwundeten die Finger ab, um die Ringe schnell zu bekommen.

Ich schaudere —

Ob sie mich entdecken werden?

Bares Geld besitze ich nur wenig, kaum einige Thaler. Aber ich habe eine gute Uhr und vor allem ein werthvolles Medaillon bei mir. Ein Medaillon mit dem Bilde meiner theuren Mutter! Längst ruht sie im fernen Grabe, die herrliche Frau, das Medaillon mit dem Bild ist mein einziges kostbares Andenken. Nehmen sie es mir, so werde ich nie, nie mehr meinen Geist in die edlen Züge versenken können.

O sie nahen, sie werden mich sehen — ist denn nichts, kein Platz, kein Versteck vorhanden, wo ich mein Kleinod verbergen kann?

Da fällt mein Blick auf den Baum — er ist hohl und dicht über mir ist eine faustgroße Oeffnung. Mit Aufwand aller



meiner Kräfte strecke ich den Arm aus, rasch hinein mit der Uhr, dem Medaillon — das Geld mögen Sie nehmen, ich besitze nicht die Kraft mehr, es ebenfalls zu retten.

Dann schließe ich die Augen, erschöpft, gleichgiltig. Ich höre die Räuber herantreten, sie beugen sich über mich, sie greifen in meine Taschen.

„Da sind schon welche vor uns dagewesen,“ sagte eine widerlich heisere Stimme.

Doch das Portemonnaie finden sie, ein freudiges Geflüster verkündet den Fund. Noch ein paar Faustschläge, ein paar Stöße mit dem Fuße, sie ziehen weiter — ich bin befreit!

Endlich ist es völlig Tag.

Ich vermag den Ort zu übersehen, aber schauernd wende ich die Augen ab. Leichen und verstümmelte Menschen, wohin ich schaue — und ich selbst vielleicht dem Tode nahe! O daß nur ein einziger Trunk Wasser meine sengenden Lippen erquickte! Wasser, Wasser, oder ich sterbe! Meine Wunde an sich scheint nicht allzu gefährlich; wenn mir rechtzeitig Hilfe zu Theil wird, kann ich wohl gerettet werden, aber ich sterbe vor Durst, das Fieber verzehrt mich, schüttelt mich!

Kann ich denn gar nicht aufstehen, mir zu helfen? Vielleicht hat einer meiner todtten Kameraden noch etwas Wasser in seiner Feldflasche.

Ich wiederhole den Versuch — er gelingt! Die Todesangst verleiht mir Energie. Ich wankte hinüber zu den Leichen. Mit Mühe überwinde ich mein Grausen, umsonst, was ich suche, ist nirgends vorhanden! Zögernden, taumelnden Schrittes bemühe ich mich, den linken Hand sich ausbreitenden, kaum zwanzig Schritt entlegenen Wald zu gewinnen. Die Gegend ist wasserreich, vielleicht winkt mir dort ein Bach oder eine Quelle. Wasser ist jetzt die Lösung, die Bedingung meiner Rettung!

Allein ich habe meine Stärke überschätzt. Kaum erreiche ich den Saum des Waldes, so breche ich zusammen. Verschmachtend, hilflos!

Der erlittene Blutverlust, die überstandenen Anstrengungen, sowie Durst und

Schmerz haben eine neue Ohnmacht zur Folge. Ich hielt die Schwäche, die mich jäh überkam, für die des Todes und schloß schauernd meine Augen. Aber die Lebenskraft ist mächtig im Menschen. Wenige Minuten nur, so kehrte mein Bewußtsein zurück, ich seufze, schaue auf und — o Wunder des Himmels — über mich gebeugt sehe ich das Antlitz eines wunderholden Mädchens. Sie trug die Kleidung eines einfachen Landmädchens, doch ihre Züge prägten eine hohe Würde und ihre dunklen klaren Augen ein Gefühl edlen Mitleids aus.

„O Wasser, Wasser, einen Trunk Wasser,“ flüsterte ich mit ersterbender Stimme.

Die himmlische Gestalt verschwand von meiner Seite. Wenige Minuten später erschien sie wieder mit einer Flasche, gefüllt mit dem köstlichen, labenden Naß. Gierig setzte sie das Gefäß an meine Lippen, gierig sog ich seinen belebenden Inhalt und fühlte ordentlich neuen Lebensmuth in meinen Adern.

„Dank, Dank,“ hauchte ich in französischer Sprache.

„Kann ich noch etwas für Sie thun?“ fragte sie freundlich-schüchtern.

„Verlassen Sie mich nicht — man scheint mich hier vergessen zu haben — ich werde hier sterben.“

Einen Augenblick schien sie zu überlegen, ihr schönes Gesicht zeigte deutlich den Ausdruck eines schweren inneren Kampfes.

„Sie sind ein Preussen?“ fragte sie nach einer Weile mit düsterem Blicke.

„Ein Deutscher — meine Heimath ist Bayern.“

„Bayern.“

Ihre Miene klärte sich auf.

„Bayer oder Preussen, ich bin ein Mensch —“

„Sie haben recht,“ klang es mitleidig zurück. „Ich bringe Ihnen nochmals Wasser aus dem Bache dort, vielleicht sind Sie dann imstande, einige hundert Schritte mit meiner Unterstützung zu gehen. Unser Haus liegt auf der andern Seite des Wäldchens — das heißt, es lag gestern dort. Ich weiß nicht einmal, ob es noch steht,“ fügte sie mit einer Thräne hinzu.

Sie trankte mich nochmals, worauf ich die Kraft in mir fand, mich aufzurichten und auf ihre kräftige Schulter gestützt, langsam zu gehen. Es war der schwerste Gang meines Lebens. Nach wenigen Schritten schon war ich erschöpft und mußte ausruhen, allein das edle Mädchen zeigte eine wahre Engelsgeduld, und so

gelangten wir nach Ablauf von mehr als einer halben Stunde glücklich an das bezeichnete Gebäude.

Unterwegs erzählte sie mir, wie sie am vorigen Morgen mit den Ihrigen vor der Ankunft des Feindes und dem Kanonendonner geflohen sei,

weiter ins Land hinein. Leider sah sie sich im Getümmel bald von ihren Verwandten — sie nannte nur einen Vater und Bruder ihr eigen — getrennt. Als nun heute, nachdem während der Nacht der Schlachtenlärm verstummt war, einige der Flüchtlinge zurückkehrten, um nach ihrem Eigenthum zu sehen, schloß sie sich diesen an, in der Hoffnung, Vater und Bruder bereits zu Hause wiederzufinden. Schon im Begriffe, das Wäldchen zu durchschreiten, entdeckte sie den deutschen Offizier, den sie plötzlich zusammenbrechen sah. Sie hielt ihn für todt und wollte ihn gerade verlassen, als er zu ihrem Erstaunen die Augen öffnete und um Wasser bat.

„Aber werden mich auch ihre Angehörigen aufnehmen wollen?“ fragte ich zweifelnd.

„O, es sind gute Leute —“

Wir traten in das Häuschen, das zwar stark beschädigt, aber doch noch bewohnbar war. Innen sah es freilich wüste aus. Möbel und Betten waren wild durcheinandergeworfen, die Küche gänzlich ausgeraubt, die Fensterscheiben zertrümmert.

Meine Begleiterin stieß einen Seufzer aus.

„Der böse Krieg,“ klagte sie traurig.

„Sehen Sie sich einweilen auf diese Dank, ich will sehen, ob ich ein Lager für Sie bereiten kann.“

Sie eilte schnellfüßig eine schmale, im Zimmer befindliche Treppe hinauf, schlug hastig eine dort befindliche Fallthüre zurück und rief freudig bewegt: „Mein Bett ist zum Glück noch in Ordnung; kommen Sie Monsieur, ich führe Sie.“

Eine Viertelstunde später lag ich in einer kleinen, freundlichen Kammer in einem reinlichen, weichen Bett. Die edle Samariterin hatte meine Wunde mit frischem Wasser abgewaschen, mich selbst mit einem vorgesundenen Nest Wein und einigen Früchten gestärkt, nun fühlte ich mich wie neugeboren. Meine Verletzung konnte keine schlimme sein, denn ich empfand keine Schmerzen mehr, nur das Fieber schüttelte mich ab und zu, und matt war ich, todesmatt!

„Wie gut Sie sind,“ flüsterte ich dem lieblichen Geschöpf zu, als sie sinnend neben meinem Lager stand. „Wie sehr bin ich Ihnen verpflichtet.“

„Regen Sie sich nicht auf,“ erwiderte sie lächelnd. „Ruhen Sie aus, ich will indessen versuchen, etwas Nahrung zu beschaffen. Die Meinigen sind noch nicht zurück, niemand ist im ganzen Dorfe zu erblicken. Vielleicht ist das ein Glück,“ setzte sie leise hinzu, „denn ich kenne die Gesinnung meiner Landsleute zu gut, um nicht für ihre Sicherheit zu fürchten.“

"Glauben Sie, daß man Hand an einen verwundeten Feind legt?"

"Man wird es wahrscheinlich nicht wagen, aus Furcht vor der Rache Ihrer Soldaten. Bis morgen früh sind Sie jedenfalls sicher — dann dürsten Sie kräftig genug sein, um das Haus zu verlassen und Ihre Landsleute aufzusuchen. Ich will auch selbst Umschau halten, und falls ich einen der Ihrigen wahrnehme, ihm von Ihrem Misl Wittheilung machen."

"Danke, innigen Dank — wie darf ich Sie nennen, Mademoiselle?"

"Ich heiße Cäcilie —"

Cäcilie — den andern Namen verstand ich nicht. Gleich darauf lag ich in den Armen des Schlafes und schlummerte süß und fest bis zum Abend. Ich erwachte von einem leisen Geräusch in meiner Nähe. Cäcilie stand vor mir und bot mir mit liebreizendem Lächeln eine Tasse Thee und etwas Brod und Fleisch.

"Mehr für Sie zu thun, bin ich außer Stande, Monsieur — es hat Mühe genug gekostet, dies hier aufzutreiben."

"Aber Sie selbst, Mademoiselle, sind gewiß hungrig?"

"Ich habe bereits für mich gesorgt. Essen Sie."

Ich verspürte in der That gewaltigen Hunger und hatte bald das karge Mahl bis auf den letzten Bissen verzehrt.

"Haben Sie noch keinen meiner Kameraden —"

Sie verneinte stumm, ehe ich ausgesprochen.

In diesem Augenblicke gedachte ich meines Medaillons und der Uhr. Ich erzählte ihr davon und beschrieb ihr genau den Baum. Es war ja ganz in der Nähe der Stelle, wo sie mich gefunden. Eine Viertelstunde später preßte ich das Bild meiner Mutter tiefergriffen an meine Brust.

Sie blickte träumerisch auf das Kleinod.

"Ihre Braut?" fragte sie mit einem sinnenden Ausdruck der schönen schwarzen Sterne.

"Meine Mutter —"

"Ihre Mutter —"

Sie trat langsam an die Thür.

"Gute Nacht —"

Ehe ich ihr nochmals zu danken vermochte, war sie in der Tiefe verschwunden, wie ein guter Geist, der plötzlich unsichtbar wird . . .

Die Nacht brach an, eine endlose lange Nacht. Ich konnte nur wenig schlafen, da ich mich fast den ganzen Tag dieser Beschäftigung hingegeben hatte, trotzdem senkten sich bereits meine Lider, als mich das Geräusch von Stimmen und Fußtritt in dem Gemache unter mir veranlaßte, den nahenden Gast zu bekämpfen und den Vorgängen im Hause meine Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Da ich das Französische ebenso verstand, wie ich es sprach, und nur eine dünne Wand die beiden Zimmer trennte, konnte ich deutlich die einzelnen Worte unterscheiden. Zuerst vernahm ich die gedämpfte Stimme eines Mannes.

"Wo liegt er?" hörte ich ihn fragen.

"In meiner Kammer," erwiderte die sanfte Stimme Cäcilien's.

"Und er ist schwer verwundet?"

"Nicht allzusehr, ich glaube, daß er morgen früh wird aufbrechen können."

"Schläft er jetzt?"

"Er schläft."

Kein Zweifel, die Rede war von mir. Was der Mann antwortete, verstand ich nicht, die beiden sprachen im Flüstertone, und nur zuweilen stieß der Mann eine halblaute Verwünschung aus. Offenbar galt dieselbe mir und meinen Kameraden, denn einmal vernahm ich deutlich das Wort "Prussien".

Das lange heimliche Gespräch flößte mir Angst ein. Der Mann hatte anfangs in hartem, drohendem Tone gesprochen, gewiß verfolgte er in Bezug auf mich feindselige Absichten. Ich würde weder der erste noch der letzte "Prussien" gewesen sein, der von erbitterten französischen Einwohnern abgeschlachtet wurde.

Aufmerksam lauschte ich, mit klopfendem Herzen. Würde ich, falls man mir wirklich nach dem Leben trachtete, imstande sein, mich zur Wehr zu setzen? Im Gemach herrschte tiefe Dunkelheit, auch wußte ich nicht einmal, wo Cäcilie meine Waffe untergebracht hatte. Ich tastete nach ihr herum, ohne etwas zu finden. Das junge Mädchen hatte sie offenbar versteckt.

Zu welchem Zwecke?

Um mir die Gelegenheit zur Vertreibung zu rauben? Sollte dieses liebliche Antlitz trügen, sollte die hinterlistige Feindin mich nur gerettet haben, um den verhassten Deutschen einem sicheren, grausamen Tode in die Hände zu liefern?

Wer war der Mann und hatte sie ihn herbeigerufen?

Da begann das Gespräch wieder lauter und erregter zu werden.

"Du allein bist zu schwach," hörte ich meine Ketterin sagen, "er ist zwar verwundet, aber doch kräftig genug, Dir Widerstand zu leisten."

"Nah, ein Schlafender —"

"Er kann erwachen — ihn' es lieber nicht allein, warte bis Robert nach Hause kommt —"

"Wer weiß, wann das geschieht, entgegenstehe der andere ungeduldig. "Inzwischen —" wieder dämpften die Sprechenden die Stimme. Dann vernahm ich plötzlich das leise Dessen und Schließen der Hausthür, und mir war, als ob jemand leisen Schrittes von dem Gebäude fortstiehe.

Ich lehnte mich entsezt, erstarrt zurück! Also morden, hinterlistig morden wollte man mich, einen wehrlosen Verwundeten, der nicht imstande war, Widerstand zu leisten. Und Cäcilie, das sanfte, schöne Mädchen, die mich so sorgsam gepflegt, die so lieb zu mir gesprochen hatte, war eine Verrätherin.

Ich konnte den Gedanken nicht fassen. Langsam kroch ich aus dem Bett, um die Thür zu verriegeln, denn ich war entschlossen, mein Leben so theuer als möglich zu verkaufen. Ich wollte Lärm machen, mich wehren — aber wer würde mich hören

und wie lange würde meine Schwäche ihnen standhalten?"

Doch konnte ich nicht fliehen? Anscheinend hatte der Unhold das Haus verlassen. Ich brühte leise die Klinke — die Thür war von außen verschlossen und ohne Riegel auf der inneren Seite!

O, arge Cäcilie! O, nichtswürdige Betrügerin!

Indessen, gleichviel — wie weit hätte ich denn zu gehen vermocht? So blieb mir nichts übrig, als mich ruhig in mein Schicksal zu ergeben — — —

In dumpfem Brüten lag ich auf dem Bett, angestrengt achtend auf jeden Laut unter mir.

Eine Weile blieb alles still. Dann ging wiederum die Hausthür, ein leiser Fußtritt näherte sich der Treppe, langsam vorsichtig schlich es die Stufen heran — ich sprang auf, ergriff einen Stuhl und stellte mich hinter die Thür.

Der Schlüssel knarrte im Schlosse —

"Monsieur —"

Das war Cäcilie. Wahrscheinlich absichtlich gesandt, sich zu überzeugen, ob ich schlief, oder mich in eine neue Falle zu locken.

Ich antwortete nicht.

Die Thür ging auf, sie trat ein.

"Monsieur," wiederholte sie mit ängstlicher Betonung. "Schlafen Sie? Um Gotteswillen," setzte sie lauter hinzu, "es droht Gefahr, stehen Sie auf! Sie müssen fort, noch in dieser Minute!"

Sie warnte mich — sollte ich ihr Unrecht gethan haben? O, wenn sie schuldlos wäre, meinen Glauben an die Menschheit hätte sie wieder hergestellt!

"Mademoiselle," sagte ich ernst, "sagen Sie mir die Wahrheit. Man will mich ermorden und Sie selbst —"

"Wie, Sie haben gehört?"

"Alles —"

"O, mon dieu, mon dieu —"

Sie brach in leidenschaftliches Schluchzen aus.

Vater ist von solchem Haß erfüllt und hält es für eine rühmliche That. Raum vermochte ich ihn zurückzuhalten durch die Vorspiegelung, er allein sei nicht stark genug. Jetzt ist er ins Dorf hinab und sucht einen Beistand. Sie müssen so schnell wie möglich fort."

"Wo ist mein Degen?"

"In der Kiste neben Ihrem Bett — ich habe ihn versteckt, damit Vater oder Robert ihn nicht finden sollten —"

Himmelische Cäcilie! Nun verstand ich ganz ihre schöne Seele! Um Zeit zu meiner Rettung zu gewinnen, war sie scheinbar, nachdem ihre Vorstellungen sich als vergeblich erwiesen, auf den Plan ihres Vaters eingegangen und erschien nun, ihr edles Werk zu vollbringen.

"Ich werde nicht weit kommen," sagte ich unentschlossen.

"Ich führe Sie. Durch Vater weiß ich, wo ich Ihre Landsleute finde. Das Ziel ist keine Stunde von hier entfernt. Sie müssen fort, es gilt Ihr Leben!"

Rasch klebete ich mich an, so gut ich es im Finstern vermochte. Indessen brachte Cäcilie meinen Degen schnell herbei, dann

### Meine Seereise von Southampton nach Colon. (Isthmus von Panama.)

Von A. O. Leonhard. (Nachdruck verboten.)

ergriff sie mich stumm bei der Hand und leitete mich hastig die Treppe hinab. Einen Augenblick noch, und wir befanden uns im Freien.

„Schnell, ehe sie zurückkommen,“ rief das junge Mädchen halblaut und zog mich eilig in der Richtung des Waldes fort. „Wenn sie uns entdecken, sind Sie verloren.“

„Fürchten Sie nichts, nun ich meine Waffe wieder habe, kann ich mich schon vertheidigen.“

„Sie würden der Uebermacht erliegen. Vielleicht ständen Ihnen drei oder gar mehr Personen gegenüber, und ihre Kräfte sind noch nicht zurückgekehrt.“

„Trotzdem —“  
„Wollen Sie meinen Vater tödten,“ unterbrach Sie mich vorwurfsvoll.

„Sie haben recht, es ist besser so.“  
„Strengt Sie das Gehen sehr an?“

„Ein wenig —“

Doch ich will den Leser nicht mit der Schilderung dieses mühseligen Marsches belästigen. Genug, daß ich mit Hilfe meiner Führerin, wenn auch zum äußersten erschöpft und von Schmerzen gepeinigt, mein Ziel, ein deutsches Lager erreichte. Bevor wir uns den ersten Posten näherten, drückte Cäcilie plötzlich meine Hand in besondere Weise.

„Monieur,“ sagte sie stehend, „stürzen Sie meinen Vater nicht ins Unglück!“

„Fräulein, wie können Sie das denken! Ich schulde Ihnen ja so unendlichen Dank, wie könnte ich so handeln!“

„Ich danke Ihnen.“  
Ein neuer Druck ihrer zarten Hand, den ich tiefbewegt erwiederte. Eben brachen die ersten Schimmer des Morgens im Osten hervor.

„Sehen Sie dort — Sie können nicht mehr sehlgelien — fühlen Sie sich noch stark genug?“

„Ja, Cäcilie.“  
„So gehen Sie mit Gott!“

Sie wandte sich um und eilte davon, ehe ich ihr ein weiteres Wort des Dankes sagen konnte. In wenigen Augenblicken löste sich ihre zierliche Gestalt in Dunst und Nebel auf.

Ich selbst lag einige Stunden später im Lazarett im heftigen Fieber; kaum genesen, folgte ich von neuem begeistert den siegenden Fahnen des Vaterlandes. Mit Bewunderung und Bewunderung dachte ich oft am stillen Lagerfeuer meiner edlen Retterin. Gewiß war sie von den Ihrigen mit harten Vorwürfen empfangen worden, und doch hatte sie sich nicht nur für den „Prussien“, sondern auch für ihren Vater als rettender Engel bewährt. Denn die ruchlose That wäre sicher entdeckt worden, und eine deutsche Kugel hätte den Mörder hinweggesetzt —

Sobald die Zeitverhältnisse es gestatteten, zog ich nach dem edlen Mädchen Erkundigungen ein. Leider wußte ich ihren Familiennamen nicht, doch fand ich das Häuschen ohne Mühe wieder, nicht aber die Insassen. Wie so manche seiner Landsmänner hatte ihr Vater die Gegend verlassen.

Ich habe Cäcilie nie wieder gesehen . . .

Das Laden von Kohlen hielt unser Schiff drei Tage vor St. Thomas, während welcher Zeit eigentlich nichts besonders erwähnenswerthes vorfiel, abgesehen davon, daß der eine Franzose beinahe die Beute eines Haifisches geworden wäre, und das kam so:

Trotz Abmahnungen seitens des Kapitäns wollte er ein Bad auf der Reede nehmen. „Der Hai ist ein Fabelthier, doch ist sein Biß sehr gefährlich,“ rezitierte er aus irgend einer Farce des Theater im Palais Royal, dann stürzte er sich mit einem Kopfsturz, wie der terminus technicus ist, vom Bugspriet in das Meer. Nach einigen Sekunden tauchte er wieder auf, schwamm bald auf dem Rücken, bald auf dem Bauche und zeigte alle erdenklichen Schwimmkünste. Wir hatten uns über die Verkleidung gebogen und folgten applaudierend seinen Kunststücken mit den Augen, als sich eine Hand schwer auf meinen Arm legte. Ich drehte mich um und der Kapitän, bleich wie der Tod, steht vor mir: Er zeigte mit dem Finger auf ein sich einige Faden von uns und nur wenig vom Schwimmer entfernt an der Oberfläche hin und her bewegendes Dreieck, das sich in gleicher Richtung wie der Schwimmer, bald rechts, bald links, wendete. Es war der Rücken eines großen Haifisches, welchen ohne Zweifel der gewichtige Fall eines Körpers in das Wasser aus seinem Versteck hervorgeholt hatte, und er folgte nun den Bewegungen seiner Beute, wie ein Soldat den Wendungen seines Mottenführers. Keine Worte vermögen unsern Schreck auszudrücken. Unsere Blicke voll Furcht folgten mit Aengstlichkeit jeder Bewegung des Ungethüms, dessen Körper, mindestens 15 Fuß lang, sich mehr und mehr seinem Opfer näherte.

Den Franzosen von seiner gefährlichen Nachbarschaft zu benachrichtigen, wäre vergeblich gewesen, denn der Schreck würde seine Kräfte so gelähmt haben, daß er unfähig gewesen wäre, sich zu bewegen. Wir schwebten noch in Bangen und der Kapitän und einige Passagiere holten im Zwischenack ihre Gewehre um auf den Hai zu schießen als der Franzose sich mit einem kräftigen Stoß nach dem Lande zu richtete und mit ca. 20 Stößen am Ufer stand. Wir athmeten auf und der Franzose lachte uns leichtsinnig zu, als wenn gar nichts vorgefallen wäre, dann, sich dem Hai zuwendend, machte er das bekannte Zeichen der Cassenbuben, das darin besteht, den Daumen der einen Hand an die Nase zu legen und die andere Hand davorhaltend, in der Weise eines Fächers zu bewegen. Ich kann nicht sagen, ob der Hai diese Insulte empfand, Thatsache aber ist, daß er bald verschwand. —

In St. Thomas verließen uns fast alle unsere Reisegefährten und es wurde

riesig einsam an Bord. Auf dem schmalen Raum des Schiffes wird man gewohnt sich Tag für Tag zu sehen, zusammen zu leben, es entstehen Zu- und Abneigungen und es offenbart sich der natürliche Instinkt, welcher uns zu einer Person hingieht, von der anderen abstößt.

Die „Flirtation“ hatte ihren Kohlenvorrath eingenommen und nun ließen wir wieder aus in den Ozean. Von allen Passagieren, welcher der Steamer bis hierher gebracht hatte, waren nur noch 12 an Bord und dazu stießen noch zwei Zimmerleute aus Porto-Rico, welche das Kalifornische Gold anzog. Die Lustigkeit an Bord war geschwunden, keine Musik ertönte mehr, kein Tanz, kein Spiel fand mehr statt; auf allen Gesichtern lag eine gewisse Befangenheit. Was besonders dazu beitrug, war die Nachricht eines aus Chagres kommenden Steamers, der uns signalisierte, daß auf dem Isthmus das „gelbe Fieber“ wüthe. Ich kenne Leute, die in großen Gefahren ihre Ruhe und Kaltblütigkeit bewahren, die jedoch die Nachricht von einer Epidemie vor den Kopf stoßen kann; und wenn dieser Gedanke ihnen in den Tropen kommt, so versetzt er sie in eine Art Wahnsinn, wie wenn sie von Skorpionen, Tausendfüßern oder anderem giftigen Gewürm der Tropengegenden gebissen worden wären. Der Gedanke selbst, nach dem Tode von einem Schwarm solchen Ungeziefers zersessen zu werden, macht diese Art Leute verzweifelter als der Gedanke an den Tod selbst. Sie träumen nur noch von Skorpionen und anderem kriechenden, ekelregenden Gewürm und so machten bei uns an Bord Mannschaft und Passagiere recht sauerköpfige Mienen.

Vier Tage nach unserer Abreise von St. Thomas meldete man von Neuem: „Land in Sicht!“ Dieses Mal war es der Südamerikanische Kontinent. Während der Nacht hatten wir das Cap „Gelinas“ passiert und die „Flirtation“ lief jetzt parallel der niederen Küste, die, Marschland und Sümpfe bewachsen mit niederem Strauchwerk, ein trauriges Bild von Debe und Verlassenheit bot. Abends 10 Uhr erreichten wir Santa-Marta. Die „Flirtation“ kündete ihre Ankunft mit Kanonenschüssen an, die Maschine stoppte, und das an der Hülse hängende Boot wurde niedergelassen. Ein Leutnant und 5 Kuberer nahmen den Briefsack mit ins Boot und stiegen ab. Gern hätten einige von uns sich an der Expedicion betheiligt, aber der Kapitän erklärte uns, daß das Boot nur die wenigen Minuten, welche die Postübernahme erfordere, am Land bleiben würde. Santa Marta, Sitz eines Bischofs der Republik Kolumbia, Provinz Bogota, ist eine kleine Stadt mit 8000 Einwohnern und einem großen, aber wenig angelaufenen Hafen. Sein Handel ist nur mittelmäßig, trotz der bequemen Landverbindung mit Cartagena und mit Santa Fe, durch die auf dem Magdalenaström eingerichtete Dampfschiffverbindung. In Santa-Marta befindet sich ein französisches und englisches Konsulat, während das nächste deutsche Kon-

sulat in Parquilla ist. Am folgenden Tage früh gegen 11 Uhr begrüßte unser Steamer die Forts von Cartagena mit zwei Böllerschüssen und machte dann an der engen Einfahrt von Bocca-Chica halt, um die Lootsen zu erwarten.

Kartagena war ehemals eine stolze, reiche Stadt und Festung und sein Handel war bedeutend an der ganzen Küste. Es liegt an einer tiefen und geschützten Meeresbucht. Die Zinnen der Festungsthürme sind reich an Kanonen, aber alles ist heute verfallen und herabgesunken von der einstigen Höhe. Begründet wurde Cartagena 1533 von Pedro de Heredia. 1544 und 1697 wurde es von den Franzosen erobert. 1833 bedurfte es nur eines französischen Geschwaders, um eine dem französischen Konsul zugesagte Beleidigung sofort zu sühnen, ohne daß es zum Kampf gekommen war. Seither ist Cartagena mehr und mehr verfallen. Erdbeben haben die einst gefürchteten Bollwerke schadhast gemacht, und von den 500 Geschützen, welche es einst vertheidigten, sind vielleicht noch 10 gebrauchstüchtig. Die Laffeten sind verrostet und versaut und die Bedienungsmannschaften liegen im Grabe.

Der Hafen von Cartagena ist nur durch zwei Einfahrten zugänglich: die eine „Bocca-Chica“ (kleine Einfahrt) genannt, ist reich an Untiefen und spitzen Felsen und die Schiffe müssen vorsichtig lavieren, obgleich die Strömung nicht stark ist. Die Vertheidigung erfolgt durch zwei Forts im Kreuzfeuer; das eine der beiden Forts ist vor allem beachtenswerth, denn es ist an Stelle der Kanonen reich von der Vegetation überwuchert.

Die andere Einfahrt (Bocca-Grande) bedeutend breiter, ist auf beiden Seiten von Molen begrenzt und mit Steinen beladene, verankerte Schiffsrümpfe bezeichnen die Stellen, welche für Schiffe mit mehr als 6 Fuß Tiefgang unpassierbar sind. Die Seebe ist weit und von hohen mit vier Erdforts bedeckten Bogen geschützt. Die Namen der Forts sind: San Fernando, San Felipe, San José und Stangel, das ehemalige Fort Popa ist zur Telegraphenstation umgewandelt worden.

Der zu uns gestohene Lootse ließ die „Flirtation“ durch den kleinen Kanal hindurch, auch an unsichtbaren Gefahren einige kurze Wendungen machen und halb den Steamer in das tiefere Wasser ablenkend, legte er ihn, mit der Breitseite der Stadt zugekehrt, vor Anker.

Kartagena, erbaut auf einer Halbinsel, oder besser Landzunge, scheint sich mit seinen riesigen von Wellen gespülten Wällen aus dem Wasser zu erheben. Imposant trotz des verwahrlosten Anblickes seiner Befestigungen, seiner verfallenen Thürme und dürftigen Wohnungen, weckt es das Andenken an seine einstige Größe. Diese gewaltigen Mauern, diese Klüster mit den viereckigen Thürmen und Kurvengängen, stehen bereits seit 4 Jahrhunderten; bei ihrem Anblick glaubt man sich in verfloßene Zeiten zurück versetzt, in die Zeiten der Eroberung der „neuen Welt“, und im Geiste sehen wir die spanischen

Helden und Begleiter Pizarros, auch die Flibustier, diese unbeflegbaren Schrecken des Meeres vor uns.

Mr. Alcott erlaubte uns, die Post ans Land zu begleiten, und da ich vier Stunden vor mir hatte, so beabsichtigte ich, trotz der drückenden Hitze und den Sonnenstrahlen die fähig waren das Hirn unter dem dicken Schädel eines Negers flüssig zu machen, einen Gang durch die Straßen der Stadt zu unternehmen.

Die Straßen waren verlassen, und zwar einfach, weil zu der Stunde, die ich gewählt hatte, jedermann seine Siesta hielt, selbst die Hunde nicht ausgenommen, denn sie schliefen ausgestreckt auf die Steinfliesen der Häuserhöfen. Manchmal sah ich durch eine halbgeöffnete Thür eine in bunten Schlafrock eingewickelte Person in einer Hängematte schlafen, an den Fenstern nachlässig hingelehnt sah ich einige Bewohner sich unterhalten, hier ein junges Mädchen, das Gesicht mit blonden, langen Flechten umrahmt, dort eine Gruppe Negerinnen in kauernder Stellung, den Kopf mit dem krausen Haar hin und her wiegend, wie die Götzenbilder Chinas. Die ganze Bevölkerung schien plaxiert wie die Vögel in einem Vogelhaus, wie Mumien, man möchte sagen in unempfindlicher Betäubung. Ich erinnerte mich lebhaft an das Märchen von dem „verzauberten Schlosse“, wo die Bewohner sich seit Jahrhunderten im Schlaf befinden, den der Zauberstab der Fee über sie gebracht hat. Die Straßen Kartagenas sind im Allgemeinen schattig und schmal, kaum daß das Tageslicht einbringt, und dies dank der Annäherung der oberen Stockwerke zu einander, denn diese springen immer 3—4 Fuß über die an sich schon engen Straßen vor. Die Häuser, von denen einige aus Steinen, die Mehrzahl aus Lehmstrob erbaut sind, sind schmutzig, verwahrlost und entbehren selbst im Innern jedes Komforts. Der einzige Luxus der mir auffiel, besteht in ziemlich rohen Kresskomalereien, welche Gemüse- und Blumengärten darstellen, Verzierungsgegenstände, deren Abwesenheit in Natura sich grausam merkbar macht, man scheint sie durch die Illusion ersetzen zu wollen.

Die Straßen werden niemals gefegt. Das Säubern derselben besorgen die „Gallinas“ oder schwarzen Geier. Die Vögel in der Größe eines gewöhnlichen Truthahnes, sind äußerst gefräßig und leben einzig von Insekten, Schlangen und den aus den Häusern auf die Straße geworfenen Abfällen aller Art; ohne diese Geier wäre diese Stadt unbewohnbar, die Senche und die Reptilien würden darin Herren sein. Uebrigens sind die „Gallinas“ deshalb auch in Schutz genommen, und wenn sich jemand einfallen läßt einen zu tödten, so verfällt er einer Geldstrafe von 10—20 Pfund Sterling; ja selbst mit Gefängniß wird eine solche Tödtung bestraft.

Kartagena steht im Rufe eines gesunden Aufenthaltsortes; ich möchte diesen Ruf anzweifeln, denn, nach dem krankhaften Aussehen der Eingeborenen und der Farbe der dortigen Europäer zu urtheilen, befindet

sich die ganze Bevölkerung in zehrendem Krankheitszustand.

Daß Kranke vom Isthmus zur Erholung nach Cartagena kommen, beweist nur, daß auf dem Isthmus das Klima noch ungesunder ist.

Dieser in europäischer Kleidung und bei einer sozusagen Kalkofenhitze von mir gemachte Ausflug nach Cartagena, war die Ursache, daß ich mich nach meiner Rückkehr sofort zu Bett legen mußte und in einem betäubungsähnlichen Schlaf verfiel, aus dem ich erst am Mittag des nächsten Tages wieder erwachte. Bei meinem Erwachen hatten wir das Land schon außer Sehweite und die „Flirtation“ hatte ihren Kurs am Golf von Darien vorbei, der sich weit nach Südamerika hinein erstreckt, auf Kolon genommen.

Am 30. September vor beendetem Frühstück ließ Kapitän Alcott Champagner herbeischaffen, sodann erhob er sich von seinem Platz und hielt eine kleine Ansprache an alle Passagiere. Er drückte sein Bedauern aus, daß wir uns nun trennen müßten von ihm, da das Reiseziel „Kolon“ in der nächsten Stunde erreicht sei. Er schloß seine „Sprache“ mit den französischen Worten:

„A vos santés Messieurs“ Einer unserer Mitpassagiere erwiderte in Englisch, so gut er konnte, die herzlichsten Worte des Kapitäns und sämtliche Passagiere tranken auf das Wohl Mr. Alcotts.

Eine Stunde später lag die „Flirtation“ auf der Rhede von Kolon vor Anker. Ihre Böllerschüsse, welche die Ankunft der Hafenpolizei meldeten, waren für uns Passagiere gleichzeitig ein letztes Lebewohl des Fare well Mr. Alcotts.

## Der Funke des Prometheus.

Von Dr. Gustav Hermes.

(Nachdruck verboten.)

Von dem ersten Funken, welcher für die gesammte Menschheit ein Duell unermesslichen Segens wurde, bis zur behaglichen Flamme, welche in unseren Kaminen prasselt, dem elektrischen Lichte, das in den Stunden des Abends und der Nacht Tageshelle in die Straßen zaubert, — welch ein mühsamer Wandelweg durch Jahrtausende, angefüllt mit den mannigfachen Freuden, welche unsere Vorfahren jedesmal empfinden, wenn sie einen glücklichen Fortschritt auf dieser Bahn zu verzeichnen hatten.

Nach der altgriechischen Sage verdankt die Menschheit Feuer und Licht einem Frevel. Prometheus, einer der Titanen, stahl den ersten glühenden Funken der Sonne, um die Sterblichen mit diesem Geschenk zu beglücken. Die Götter ahndeten diese Eigenmächtigkeit mit einer Strafe, welche charakteristisch ist für die Anschauung der Alten. Prometheus wurde an einen Felsen im Kaukasus geschmiedet, wo Geier an seiner Leber fraßen, welche infolge seiner Unsterblichkeit stets wieder wuchs. Aber das Geschenk, der flammende Lichtstrahl, wurde den Sterblichen nicht wieder ge-

kommen. Damit war der Keim gegeben zu einer Kette von Segnungen, zu einer Reihe von Erfindungen, welche erst jüngst mit dem elektrischen Licht eine neue Bereicherung erfahren, die sich mit ihrer verblüffenden Wirkung beinahe so ausnimmt, als ob von nun an eine Steigerung nicht mehr möglich sein könne.

Die Ahnen des Menschengeschlechts wußten natürlich mit diesem Geschenk eines Halbgottes herzlich wenig zu beginnen; sie verwendeten das Feuer eben nur in seiner primitiven Form, wie es auf sie gekommen war. Ihre Beleuchtung blieb lange, lange Zeit hindurch (die Holzfacel — entweder ein brennender Baumast, mit der qualmenden, frauchumflorten flackernden Flamme, oder der Kienspan, welcher von der Herdstätte aus Licht in dem etwaigen Raum verbreitete. Aber bald kam aus dem Lande der Pharaonen, dem Heim unzähliger Erfindungen, die Lampe in die umliegenden Kultursteine der Menschheit. Zuerst war sie ein bescheidener Apparat, eine Schale, in welcher ein Docht aus Schilf oder Byßos brannte, der in Baumöl getaucht worden. Die Kunst nahm sich nun zuvörderst dieser Schale an. Sie erlitt mannigfache Veränderungen und bildete, aus den edelsten Erzen geformt, bald einen wesentlichen Handelsartikel der alten Hellenen.

Fast gleichzeitig erscheint neben der Lampe die Kerze aus Wachs. Sie gilt als eine Erfindung der Phönizier und war auch schon bei den Römern in frühesten Jugend ihres geschichtlichen Bestehens in Gebrauch. Aber in dem Maße, wie sich dieser neue Beleuchtungsapparat einbürgerte, mußte er auch theurer werden und schwerer zu beschaffen sein. Die Frage nach einem Surrogat trat schnell genug an den Menschen heran. Man fand es zuerst in dem dichten Markt des Schilfrohrs, welches man mit Fett tränkte und so in eine ziemlich stark brennende Kerze verwandelte. Daneben herrschte die Talgkerze. Sie war Jahrhunderte hindurch Gegenstand der Handelsindustrie, mühselig herzustellen und als Flamme trübe, qualmend und tropfend. Gleichwohl haben sich diese Schilfrohr- und Talgkerzen neben der kostspieligen aus dem Wachs der Bienen bis in die jüngste Zeit erhalten. Weber das Kulturleben der Hellenen noch das Zeitalter der Erfindungen und Entdeckungen vermochte auf diesem Gebiet eine nennenswerthe Neuerung zu erzielen. In den Palästen der Reichen, bei dem kirchlichen Kult verbreitete allerdings die Wachskerze ein prächtiges wohlthätiges Licht. Dafür war aber die Wohnung des Unbegüterten, zumal des Armen, mit dem Qualm und üblen Geruch erfüllt, wie sie jene beiden Beleuchtungsapparate ausströmen.

Das Jahr 1823 brachte die Rettung von solchem Uebelstande. Damals machte der Chemiker Chevreul die unschätzbare Erfindung, aus dem Talg feste Fettsäuren zu gewinnen, die dem Wachs ebenbürtig erscheinen. Man nannte diese Masse Stearin. Fast gleichzeitig, im Jahre 1825, erwarb Davy Soet das erste Stearin-

zeugungspatent, und schon 1837 gründete Gustav de Nassy in Wien mit einem Anlagekapital von 240,000 Gulden eine Aktiengesellschaft, welche sich die Förderung des neuen Industriezweiges zur Aufgabe machte. Die Härte der polierten Oberfläche, der ohne jeden Rückstand verglimmende Docht, zumal der helle Glanz des Lichtes ließen die Stearinkerze bald zu einem wichtigen Handelsartikel werden. Sie verdrängte jede andere Beleuchtungsart, besonders als es der Chemie gelang, das Material, aus welchem sie bereitet wird, stets reiner und billiger herzustellen. Verschwunden ist selbst aus der ärmlichsten Bauernhütte jenes klägliche Surrogat aus dem mit Fett getränkten Schilfrohrmark. Und auch die Talgkerze geräth immer mehr in die Vergessenheit, zumal die neuere Zeit zu dem Stearin noch ganz andere epochemachende Entdeckungen auf dem Gebiete des Beleuchtungswesens zu erzielen wußte.

Zum Glück für die Menschheit hatte neben der Kerze in ihren Gestalten und Wandlungen das Del eine Stelle im Haushalt gefunden. Natürlich war ein weiter und mühsamer Weg von jener ersten Lampe, welche einen in diese Flüssigkeit getränkten Docht enthielt, bis zu der modernen, wie sie, mit Cylinder und Glasglocke versehen, unserm Auge leuchtet. Besonders verdient gemacht hat sich um die Verbesserung der Dellampe der Physiker und Mechaniker Jakob Anton Argand in London. Er formte zuerst den Docht selber cylindrisch — im Jahre 1783 — wodurch die Intensivität des Lichtes auf eine ungeahnte Weise zunahm. Da kam plötzlich nicht mehr als Rivale des Oels, sondern als sein Verbräuger und Unterbrücker das Petroleum auf den Weltmarkt. Es eroberte ihn beinahe mit einem Schläge. Dabei sei ausdrücklich gesagt, daß es gut gereinigt, beinahe so vertrauenswürdig ist wie das Lampenöl, da es erst bei einer Höhe von 125 Grad Celsius explodierbar wird. Alle Unglücksfälle, welche man dem Petroleum zur Last legt, sind also schlechterdings darauf zurückzuführen, daß es eine gewissenlose Spekulation unterließ, den Brennstoff von jenen unheilvollen Bestandtheilen zu säubern, welche ihm in seinem Urzustande anhaften.

An dieser Stelle muß noch eines Hilfsfaktors im modernen Beleuchtungswesen, des Reibzündhölzchens, gedacht werden. Sein Erfinder war ein politischer Gefangener; seine Entdeckung geschah innerhalb der düstern Mauern eines Staatsgefängnisses. Ein Student der Chemie aus Ludwigsburg, Namens Kammerer, wurde 1832 nach dem Hambacher Fest eingezogen und zu einem halben Jahr Gefängniß verurtheilt. Er büßte seine Strafe auf dem Hohenasperg ab. Hier kam er unter die Obhut eines alten Obersten, welcher seinen größtentheils jugendlichen Schutzbefohlenen ihr Schicksal zu erleichtern suchte, soweit sich das mit seiner Amtspflicht vertrau. Kammerer zeigte er ein besonderes Wohlwollen und gestattete ihm sogar, daß er sich in seiner

Zelle ein kleines Laboratorium einrichtete. Der junge Chemiker hatte schon auf der Universität Versuche zur Verbesserung der damals bestehenden Feuerzeuge angestellt. Namentlich suchte er die Reibzündhölzer zu vereinfachen. Es waren dies Holzspänchen mit Schwefelspitzen, die man in eine chemische Flüssigkeit tauchte, um eine Flamme zu entfachen. War das Fluidum frisch, so blieb der Erfolg nicht aus; veraltet aber versagte es den Dienst, und dann mußte man zur primitivsten Methode der Feuererzeugung, zum Stahl, Stein und Zunder, seine Zuflucht nehmen.

Nach vielen vergeblichen Versuchen begann Kammerer mit Phosphor zu experimentieren. Er hatte nahezu das Ende seiner Haft erreicht, als er die richtige Mischung traf. Sie vereinte alle Vorzüge einer guten Erfindung: Schnelligkeit, Billigkeit und Zuverlässigkeit. Voll froher Hoffnungen verließ der Glückliche den Hohenasperg, um in seine Vaterstadt Ludwigsburg zurückzukehren. Hier begann er sofort Reibzündhölzer zu fabrizieren. Leider konnte er schon das erste Erforderniß zu dem erhofften Erfolge nicht erreichen — den gesetzlichen Schutz. Es bestand damals noch kein Patentgesetz; erst 1842 schloß Preußen mit den übrigen Bundesstaaten die ersten diesbezüglichen Vereinbarungen. So wurden die aus Schwaben in alle Welt versandten Feuerzunder bald von andern Chemikern untersucht, um dann als eigene Erfindung auf den Markt zu kommen. Kammerer hatte nun alle Mühe, um wenigstens der Konkurrenz gewachsen zu bleiben. Da traf ihn aber ein härterer Schlag: seine Fabrikate wurden von den meisten der Bundesstaaten als feuergefährlich verboten. Inzwischen hatte sich in England ein Apotheker Walker in Stakton gleichfalls die deutsche Erfindung angemacht und bei seinen Landsleuten die denkbar größten Erfolge erzielt. Auf dem Umweg über England kamen die Reibzündhölzer nunmehr wieder nach Deutschland. Da die „praktischen“ Engländer die Gefahr der Entzündung gering geachtet hatten gegenüber den großen Vortheilen, welche die neue Erfindung gewährte, schwanden auch in Deutschland die Vorurtheile allmählich. Man gab nach und nach den Betrieb wieder frei. Leider zu spät für den armen Kammerer, der inzwischen nicht nur seine Habe, sondern in dem Bewußtsein, seine Hoffnungen zerstört zu sehen, auch den Verstand eingebüßt hatte. Er starb 1857 im Irrenhause zu Ludwigsburg, arm und gebrochen, während sich andere mit seiner Erfindung bereicherten.

Den nächsten Fortschritt machte das Beleuchtungswesen durch die Erfindung des Steinkohlengases. Die erste Anregung wurde durch einen Oesterreicher Becher gegeben. Die weiteren Versuche blieben England vorbehalten, wo 1791 zuerst ein Privathaus, später eine Spinnerei mit Gas beleuchtet wurde. London erhielt 1805 die erste Gasanstalt, und in Westminster ging man bereits allen Ernstes daran, die Straßen damit zu beleuchten. Eine Explosion, welche gleich anfangs am

Gasometer stattfand, rief jedoch einen so panischen Schrecken in der Bevölkerung hervor, daß sich niemand fand der die Laternen auf der Straße anzünden wollte: Zusammenrottungen fanden statt, Drohungen wurden ausgestoßen. Es schien beinahe, als ob der Wille des Böbels es durchsetzen werde, daß die neue Einrichtung überhaupt nicht in Betrieb kam. Da zündete der Direktor der Gasanstalt selbst die ersten Flammen an; und in dem Maße, wie das glänzende, stets wachsende Lichtmeer seine Fluthen um sich verbreitete, erstarrte auch das Gemurmel der Menge, um dann dem enthusiastischen Beifall Platz zu machen. Damit hatte denn das Kohlendioxid die erste feste Etappe in seinem Siegeszuge durch die Welt gewonnen. Aber seine Herrschaft scheint in ein bedenkliches Stadium getreten zu sein. Wir wissen, daß das elektrische Licht in jüngster Zeit immer größeres Terrain gewinnt. Und wenn nicht alle Zeichen trügen, wird diese neueste Bereicherung des Beleuchtungswesens so billig und vollkommen erzielt werden, daß ihr das Kohlendioxid bedingungslos wird Platz machen müssen.

Sowohl Licht und Feuer sind zwei Faktoren, welche im Dasein des modernen Menschen von Tag zu Tag eine größere Bedeutung gewinnen. Unablässig ist die Wissenschaft darauf bedacht, sie zu vervollkommen; nichts wird unversucht gelassen, diesem Ziele so nahe wie möglich zu gelangen. Inzwischen facht sich die Phantasie der Dichter ebenfalls an diesem Stoffe an: sie besingen ihn, sie feiern ihn in beherzter Art. Wie das Dunkel für sie und die gesammte übrige Menschheit, welche ihren Worten lauscht, das Symbol des Todes ist, betrachten sie das Licht als Leben. „Welcher Lebendige, Sinnbegabte liebt nicht,“ sagt Novalis, „vor allen Wundererscheinungen des verbreiteten Raumes um ihn das allerfreulichste Licht mit seinen Farben, seinen Strahlen und Wogen, seiner milden Allgegenwart, als weckender Tag? Wie des Lebens innerste Seele athmet es der rastlosen Gestirne Riesenvelt und schwimmt hangend in seiner blauen Fluth; athmet der funkelnde, weich ruhende Stein; die sinnig saugende Pflanze und das wilde brennende, vielgestaltige Thier, vor allem aber der herrliche Fremdling mit den sinnvollen Augen, dem schwebenden Gange und den zartgeschlossenen, tonreichen Lippen. Wie ein König der irdischen Natur ruft er jede Kraft zu zahllosen Verwandlungen, knüpft und löst unendliche Bündnisse, hängt sein himmlisches Bild jedem irdischen Wesen um. Seine Gegenwart allein offenbart die Wunderherrlichkeit der Welt.“ Im „Hymnus an die Nacht“ findet sich diese Stelle. Aehnlich hat Hölderlin im „Hymnus an den Aether“ das Licht gefeiert, und der erblindete Milton, der Dichter des „Verlorenen Paradieses“ rief aus:

„Heil, heilig Licht! Des Himmels Erstgeburt,  
Ja Du des Ewigen gleichwo'ger Strahl —  
Weil Gott ein Licht ist und im Lichte wohnt,  
Dem reinen Ausfluß seiner Wesenheit!“

## Ein Heilmittel gegen Krebs entdeckt!

Von Dr. Otto Gottschilf.  
(Nachdruck verboten.)

In allen Kreisen der Bevölkerung, von der Hütte bis zum Thron, hat die furchtbare Krebskrankheit schon ihre Opfer gefordert. Noch ist in Aller Gedächtniß das traurige Jahr 1888, wo Kaiser Friedrich nach unsäglichem Leiden von dieser gräßlichen Krankheit dahingerafft wurde. Das echt christlich-demüthige Kaiserwort: „Lerne zu leiden ohne zu klagen!“ ist damals auf dem schmerzvollen Krankenzimmer entstanden. Vergebens bemüht sich die Koryphäen der medizinischen Wissenschaft, die Leiden zu lindern oder der unheimlich gleichmäßig fortschreitenden Krankheit Einhalt zu thun. Menschliches Wissen und menschliche Kunst erwiesen sich, wie stets gegen Krebs, ganz ohnmächtig. Denn wie vor tausend Jahren, so sind auch heute noch alle Aerzte der Ansicht, daß unter den sogenannten unheilbaren Krankheiten der Krebs (Carcinom) obenan steht. Professor Willroth sagt, daß er die zahllosen angeblichen Krebsheilmittel vergebens geprüft habe, „die Resultate waren so durchaus negativ, daß nicht einmal eine Veröffentlichung der methodisch ausgeführten Kuren der Mühe verlohnte!“ Er fügt dann hinzu: „In den Perioden der Unheilbarkeit stehe ich keinen Moment an, den Wünschen der Patienten oder ihrer Angehörigen nach allerlei Kuren mit „Wundermitteln“ nachzugeben. Eine Wirkung sah ich bisher nie. Dem Arzte bleibt nur eine Aufgabe: zu trösten und die unsäglichem Leiden der Kranken zu lindern. Solche Patienten zum Essen zu quälen oder stärkende Mittel zu geben, hat keinen Sinn. Man lasse sie schlafen, schlafen, schlafen!“ In diesen Worten Willroths spricht sich die ganze Ohnmacht der medizinischen Behandlung in betäubender Weise aus. Ja, die bedeutendsten Aerzte glaubten sogar für alle Zukunft daran verzweifeln zu müssen, daß je ein Heilmittel gegen Krebs gefunden werden könnte. Professor Sufferow (Berlin) sagt: „Für immer sind in der wissenschaftlichen Medizin die Zeiten vorüber, wo wir nach spezifischen Mitteln gegen die krebftigen Affektionen suchten.“ Alle abwehrenden Streiche gegen diesen furchtbaren Feind, gegen diesen Würgengel der Menschheit, trafen stets in die Luft, und allgemach ersahmte die kampfesmuthige Hand im vergeblichen Ringen. Diese Zeit der ärztlichen Ohnmacht war denn auch die Blütheperiode unzähliger „ganz unsehbarer“ Heilmittel, welche von Kurpfuschern als Panaceen, als Radikalmittel gepriesen wurden. Aber immer von neuem rüttelte der unerbittliche Feind die Aerzte auf zu neuem Kampfe, zur Verbesserung ihrer Kampfweise, zur Schärfung ihrer Waffen. Da ist es nun endlich zwei deutschen Forschern, Professor Emmerich und Dr. H. Scholl gelungen, dem Feinde das Visier zu öffnen, und mit neuer Kampfesfreudigkeit sind die Gemüther aller Aerzte erfüllt.

Wohl hatte sich in der Behandlung des Krebses im Laufe der letzten 50 Jahre bisweilen ein Wetterleuchten gezeigt, welches durch vereinzelte Hoffnungsstrahlen auch dieses noch ganz unnachtete Gebiet vorübergehend erhellte. Französische, englische und deutsche Forscher berichteten in den letzten Decennien über merkwürdig rasche Heilung von Krebs oder anderen Geschwülsten (Carcinomen), wenn dabei noch eine andere Krankheit, nämlich Rothlauf (Rose, Erysipel), auftrat. Auf dieser Grundlage bauten Emmerich und Scholl weiter, um nach jahrelangen Mühen endlich zu einer rationalen Heilmethode zu gelangen. Im Jahre 1886 stellte Professor Emmerich fest, daß Thiere, welche an Krebs oder auch an Milzbrand, dieser furchtbaren, oft in 24 Stunden tödtlich verlaufenden Krankheit, litten, durch Einimpfung von Rothlaufbakterien geheilt wurden. Emmerich fand ferner, daß die Rothlaufbakterien im Blute gewisse Veränderungen verursachen, welche den Milzbrandbazillen die weitere Existenz unmöglich machen. Wir können uns dies durch folgenden Vergleich klar machen: Viele Pflanzen gedeihen nur auf bestimmtem Boden, d. h. wenn der Boden die zu ihrem Wachsthum nöthigen Stoffe enthält, sonst verkümmern sie und sterben ab. So verhält es sich auch mit den kleinsten pflanzlichen Gebilden, den Mikroorganismen (Bakterien, Bazillen), welche auf ihrem Nährboden, im Blute nämlich, nur dann gedeihen, wenn sich darin die für sie nöthigen Nährstoffe vorfinden. Die Rothlaufbakterien entziehen nun gewiß dem Blute diese Stoffe oder erzeugen sogar für Milzbrand- und Krebsbazillen giftige Substanzen. weßhalb diese alsbald absterben. Durch Hunderte von Versuchen wurde festgestellt, daß Blut von Thieren, welche mit Rothlaufbakterien geimpft waren, die Krebsbazillen zu Grunde richtete, also heilende Wirkung auf Krebs ausübte. Derjenige Bestandtheil des Blutes aber, an welchem diese heilende Eigenschaft haftet, ist, — ebenso wie bei dem Diphtherieheilmittel, — das Serum, weßhalb man diese Heilmethode (Therapie), die Serumtherapie nennt. Was ist nun Serum? Wenn wir eine kleine Wunde haben, so gerinnen alsbald in dem aus derselben tretenden Blute die Faserstoffe zu einem Schorf, und es bleibt eine durchscheinende helle Flüssigkeit übrig: das Serum. Von dem Blute, der mit Rothlauf geimpften Thiere wurde nun das Serum abgesondert und von den darin befindlichen Rothlaufbakterien durch Filtrieren befreit; das erwies sich dann in der That als „Krebsheilserum“. Zahlreiche jahrelange Versuche, welche Professor Emmerich und Dr. Scholl in Verbindung mit Professor Eschscholtz und Dr. Most ausführten, bestätigten dies zur Genüge. Dabei zeigte sich als besonders wirksam das Blutserum von Schafen, weit weniger dagegen von Kaninchen. Die Bereitungsweise des Krebsheilserums ist übrigens viel umständlicher, als die des Diphtherieheilserums. Es müssen zahlreiche Vorsichtsmaßregeln beobachtet, es dürfen nur ganz bestimmte Schafrasen benützt werden u. s. w. Die Wirkung der Injektion ist aber oft ganz überraschend. Die Ge-

schwülste schwinden meist schon in 2 bis 3 Tagen. Je jünger die Krebsgeschwulst, um so sicherer, um so rascher ist die Heilung.

Bis jetzt wurde der Krebs bekanntlich nur operativ behandelt, d. h. es wurde durch höchst schmerzhafteste und oft lebensgefährliche Operationen die Geschwulst herausgeschnitten. War dies wirklich vollständig gelungen und an der betreffenden Stelle auch nicht mehr das geringste krankhafte Gewebe zurückgeblieben, so wurden doch meist über kurz oder lang die Hoffnungen des Patienten und Chirurgen zerstört, indem an anderen Körperteilen neue Geschwülste entstanden. Wie der Hydra für jeden abgehauenen Kopf zwei andere wuchsen, so wucherten nach einem glücklich entfernten Gewächs verschiedene andere hervor und setzten den Operateur schier in Verzweiflung. Die Krebsparasiten wurden nämlich durch Blut und Lymphe von dem ersten Krankheitsherde im ganzen Körper verschleppt, und dadurch wurde der Grund zur Entstehung anderer Geschwülste gelegt. Hat nun aber durch Einspritzung von Krebsheilserum das Blut bakterientödtende Wirkung erlangt, so ist dies unmöglich, weil nicht nur die eine bestehende Geschwulst geheilt wird, sondern auch das im ganzen Körper zirkulierende Blut diese heilende Eigenschaft annimmt. „Wenn sich Chirurgie und interne Medizin in dieser Weise ergänzend unterstützen“, sagt Professor Emmerich, „dann werden viele jener „hoffnungslosen“ Fälle, welche das Glück ganzer Familien zerstören, verhindert werden. Aber“, fügt er hinzu, „wir stehen noch ganz im Anfange der Behandlungsmethode, und das bitten wir wohl zu beachten.“

Uebrigens verspricht die Serumbehandlung des Krebs schon aus einem rein äußerlichen Grunde weit mehr Erfolg als die der Diphtheritis; denn letztere entsteht meist so rasch und verläuft so schnell tödtlich, daß es, namentlich in der Privatpraxis, oft gar nicht möglich ist, rechtzeitig Heilserum anzuwenden. Aber die Krebskrankheit zieht sich so in die Länge, daß dieser höchst wichtige Hinderungsgrund ganz wegfällt.

Wohl mögen bei dieser Heilmethode sich noch manche Mängel einstellen, sich noch manche Enttäuschungen zeigen, aber doch ist sie eine Erregungssache, und zwar deutschen Forschergeristes, wie sie von keinem Dpimisten unter den Ärzten für's Erste erhofft

wurde. Fast zehn Jahre lang haben deutsche Forscher in aller Stille daran gearbeitet, haben keine Mühen und keine Kosten gescheut, und, auf einer scheinbar unbedeutenden Thatsache fußend, logisch Schluß aus Schluß gefolgert, experimentell Folgerung auf Folgerung aufgebaut, bis es ihnen endlich gelungen ist, der leidenden Menschheit ein Heilmittel gegen den furchtbaren Würgeengel, die fressende Krebskrankheit zu bieten. Diese jahrelange Arbeit war wahrlich des Schweißes der Edeln werth!

### Gemeinnütziges.

Ueber Küchengrausamkeiten. Obwohl man unser Jahrhundert das der Humanität nennt, obwohl Wohlthätigkeitsvereine wie Pilze aus der Erde wachsen, obwohl Frauen namentlich das Vorrecht, Wunden zu heilen und Schäden zu bessern, in Anspruch nehmen, geschieht doch noch oft im eigenen Hause der meistgenannten Philanthropinen Vieles, was als Barbarei gebrandmarkt zu werden verdient. Betrachten wir einmal das Kapitel der Küchengrausamkeit. Da sind zum Beispiel Tauben, Hühner, Enten u. gekauft worden, noch flattern und hüpfen sie munter herum und freuen sich ihres Lebens. Die Hausfrau selbst vermag sie nicht zu tödten; sie hat nicht das Herz dazu. Die Dienerin, die nicht immer geübt ist, versucht es mit einem Stich in den Nacken, wenn der nicht hilft, nimmt sie ein Messer von sehr zweifelhafter Schärfe; es gelingt ihr nicht, den Kopf vom Rumpfe zu trennen. Das Thier quiekt, schreit, schlägt ängstlich mit den Flügeln und kann nicht verenden; um den Tod zu beschleunigen, schlägt die ungeschickte Dienerin das Thier gegen die Wand — endlich! — es ist hin! Einer gleich grausamen Thierquälerei machen sich Köchinnen schuldig, indem sie Fische langsam absterben lassen. Dem Kal beispielsweise muß der Kopf abgeschnitten werden, ehe ihm die Haut abgezogen wird; gewöhnlich aber stößt man dem lebenden Kal eine Gabel durch den Kopf, um dann umso besser die Haut abziehen zu können. Grausam ist auch der vielgeübte Brauch, den Fisch seinem Lebenselement, dem Wasser zu entziehen und ihn dann ohne ihn sofort tödten zu lassen, nach Hause zu tragen. Hummern und Krebsse sollten stets nur in siedendem Wasser — beigeseht werden; bringt man sie in kaltem Wasser zum Feuer, so wird ihre Todespein verlängert. Köchinnen wollen zumeist von derartigen Hilfen nichts wissen, die Frau des Hauses aber sollte es sich zur Pflicht machen, keine derartigen Küchengrausamkeiten zu dulden.

### Humoristisches.

Aus der Schule. Lehrer: „Fritz, bilde mir einen Satz mit dem Bindewort „wiewohl!“ — Fritz: „Der Gehalts hungerte, wiewohl er

viel Geld hatte.“ — Lehrer: „Gut. Karlchen weißt Du auch einen?“ — Karlchen: „D wiewohl ist mir am Abend!“

Aus einem Vortrag. „... Während man diesen Artikel jetzt nur in größeren Fabriken herstellt, wurden früher die Zuchtstraßlinge mit feiner Anfertigung betraut, wie manchen von Ihnen, meine Herren, aus Erfahrung bekannt sein wird!“

Abwarten. A.: „Ist der Herr, der Ihnen die Zigarre gegeben hat, ein Freund von Ihnen?“ — B.: „Das weiß ich noch nicht. Ich habe sie noch nicht angezündet.“

Wie der Herr, so der Hund. A.: „Was Teufel hat denn der Nimrod? Er steht alle Augenblicke still und thut als ob er ein Wild sähe — und dabei keine Spur von Hühnern!“ — B.: „Hm, der Hund gehörte früher dem Förster Plunkerling, und da hat er sich das Lügen so angewöhnt!“

Er hat nicht Unrecht. A.: „Also auch Du meinst, daß Freunde in der Noth selten sind?“ — B.: „Mensch glaube das doch nicht. Ich kann Dir versichern, daß gerade das Gegenheil der Fall ist! Kaum habe ich ein paar neue Freunde erworben, gleich sind sie in Noth und pumpen mich an!“

### Der Paradiesvogel.

Von einem Wundervogel geht die Kunde,  
Der fern im Süden über reichen Auen  
Beständig schwebt im ewig klaren Blauen  
Und schweben muß, wenn er auch strebt zum Grunde.

Denn ob Natur auch in der weiten Runde  
Kein Wesen schuf, so schön wie er zu schauen,  
Versagte sie ihm doch — man sieht's mit Grauen!  
Der Flügel ein'ge Stütze bis zur Stunde.

So muß er zwischen Erd' und Himmel schweben,  
Und kann doch Erd' und Himmel nie erreichen,  
Bis einst der Tod beschließt sein herbes Leben!

O trübe Mär! Auch manche Menschen gleichen  
Dem Vogel dort in seinem bangen Streben  
Und können sterbend erst der Qual entweichen.

### Räthsel.

Mit **i** hat mich, den Plagegeist,  
Der Schüler in der Mappe;  
Er hätte mich wohl lieber  
Schon unter seiner Kappe.  
Mit **a** bin ich ein Gleichniß,  
Das unerfahr'ner Jugend  
Einprägt die ersten Lehren  
Der Weisheit und der Tugend.

Auflösung des Räthfels in voriger Nummer:

Dhrseige.

Abonnement 75 Pfg. vierteljährlich  
Inserate 15 Pfennig die Zeile.  
**Süddeutsche Thier-Börse**  
Verbreitetste Organ für Geflügel.  
Fachzeitung Süddeutschlands. Vogel-, Bienen-, Hunde- und Fischzucht.  
Centralblatt für 46 Vereine und Verbände  
Wirt. Postzeitungsliste No. 290. Erscheinungsort: Heilbronn a. N. Reichspostzeitungsliste No. 6183a.

Patent-Bureau München  
G. Dedreux Brunnstr. 9

CLICHÉS A. KUNZ  
STUTTGART  
Telefon 1033

### Meinen Mitmenschen

welche an Magenbeschwerden, Verdauungschwäche, Appetitmangel u. leiden, theile ich gerathlich gern und unentgeltlich mit, wie sehr ich selbst daran gelitten, und wie ich hiervon befreit wurde.  
Pastor a. D. Kypke in Schreibhan (Wiesengebirge). 2216

**Georg Schuster,**  
Markneukirchen i. S.  
Musikinstrumenten-,  
Saiten-Manufactur  
und Versand.  
Illustr. Preislisten umsonst und portofrei.

Alle gebraucht. Briefmark. kauft fortwährend (Prosp. gratis) G. Zechmeyer, Nürnberg.

3 Meter f. blau, braun od. schwarz zum Anzuge für 10 M., 2.10 desgl. v. Sommer- oder Herbst-Paletot für 7 M. versendet franco gegen Nachnahme  
**J. Büntgens, Tuchfabrik, Eupen bei Aachen.** Anerkannt vorzügliche Bezugsquelle. Muster franco zu Diensten.

**Vogelliebhaber**  
erhalten geg. 50 Pfg. Briefmarken m. neuest. Preisbuch m. 50 naturgetr. Abbild. v. Vögeln und Tauben nebst Anleit. z. Pflege u. Zucht.  
**GUSTAV VOSS,**  
Hoflieferant, Köln.

**PATENTE**  
schnell und sorgfältig durch  
**RICHARD LÜDERS, Civil-Ingenieur**  
in GÖRLITZ.